



Ansprache auf dem Epiphaniasempfang

am 6. Januar 2019

in Loccum

- Es gilt das gesprochene Wort -

Sehr geehrter Herr Ministerpräsident Weil,
sehr geehrte Frau Landtagspräsidentin Andretta,
sehr geehrte Damen und Herren!

Zu Weihnachten bekommt man viele Grußkarten, Rundbriefe und manche Geschenke. Während man sich über einiges mehr freut als über anderes, finden sich in Karten doch immer wieder einzelne Sätze, die sofort zum Nachdenken anregen. Zwei Fundstücke möchte ich mit Ihnen teilen, die mir zwischen den Jahren eine Freude gemacht haben. Eines zu Beginn, eines später. Das erste ist ein Satz von Christa Wolff auf einer Weihnachtskarte: „In mir ist seit einiger Zeit wieder eine große Sehnsucht nach dem Positiven, ohne Anführungszeichen, nach dem, was bleibt.“

Vom Sorgen

Eine Sehnsucht nach dem Positiven, nach dem was bleibt. Ohne Anführungszeichen. Manch eine bekommt das Nachsinnen über das Wohl und Wehe der dahineilenden Lebensjahre, wenn die Kerzen am Weihnachtsbaum niederbrennen, manch einen packt es beim fröhlich-festlichen Silvesterumtrunk: Wirklich schon wieder ein Jahr - und das war's?

Andere wiederum erfasst es unmittelbar, wenn sie in fröhlicher Gemeinschaft runde Lebensjahrzehnte feiern, so wie der Ministerpräsident oder Landessuperintendent Hans Christian Brandy und andere in 2018.

Doch immer wieder falten sich in diese Erinnerung Sorgen ein. Hätte es nicht auch anders werden können? Besser, erfolgreicher, gesünder? Und beim Blick voraus die Frage: Was kann und wird gelingen?

Mit dem Wort „Sorgen“ bezeichnen wir zweierlei und das ist in vielen Sprachen so, auch im neutestamentlichen Griechisch: Sich Sorgen machen um etwas, be-sorgt und voller Sorge sein – aber auch: Im guten Sinne etwas um-sorgen, Fürsorge, sorg-fältig und sorg-sam sein. Wo beginnt die negative Form der Sorge und wo endet die positive Variante des Sich-Sorgens? Bei Sorgen-Falten? Oder können und sollen wir alle Sorgen über Bord werfen? Sorg-los leben?

Das ist schwer in diesen Jahren. Die Liste der Orte, die man - völlig unpolitisch - aufzählen kann, beginnt mit Amberg, geht über Bottrop und hört bei Syrien nicht auf. Solche Sorgen beeinflussen die Stimmung in unserem Land und begünstigen rechte Parteien, die diese Sorge instrumentalisieren. Um ein Vielfaches verstärkt wird diese Sorge durch Berichterstattungen in den Medien und sozialen Netzwerken. Die Aufmerksamkeit, die damit auf die Attentäter, Kriminelle, Irregeleitete und auf ihre Taten gelenkt wird, ist unerträglich. Jede blutige Sekunde ist rund um den Erdball verfolgbar. Ständig versorgt das Smartphone uns mit neuen Nachrichten. Diese Nachrichten brauchen keine 4 Sekunden, um einmal die Erde zu umrunden. Den Kampf gegen die Datenflut haben wir längst verloren. Schon eine Tageszeitung soll heute mehr Informationen enthalten, als ein Mensch im 17. Jahrhundert in seinem ganzen Leben erhielt. Auch deshalb blieben die Sorgen in alter Zeit überschaubar.

Diese Informationsflut hat jedoch zwei Seiten: Einerseits ist eine schnell informierte Gesellschaft, die mitdenken und mitreden kann, heute die Basis jeder Demokratie. Wir können uns keine demokratische Kultur vorstellen, in der nicht die aktive Beteiligung inklusive der transparenten Information aller Bürgerinnen und Bürger eine Voraussetzung ist. Gleichzeitig wird aber in der Erregungskultur der sozialen Medien eine Messerstecherei schnell zum Terroranschlag, ein Amoklauf zum Vorboten eines Weltuntergangs, ein Attentäter weckt Schläfer. 35 Prozent der Deutschen sagen, dass Nachrichten ihnen Angst machen. „Ich wollte die Nachrichten verfolgen“, schrieb der Heidelberger Lyriker Bruno Ziegler – „jetzt verfolgen sie mich.“

„Sorget nicht!“ heißt es in der Bibel. Ich lese Matthäus 6, 19-33.

Darum sage ich euch: Sorgt nicht um euer Leben, was ihr essen und trinken werdet; auch nicht um euren Leib, was ihr anziehen werdet. Ist nicht das Leben mehr als die Nahrung und der Leib mehr als die Kleidung? Seht die Vögel unter dem Himmel an: sie säen nicht, sie ernten nicht, sie sammeln nicht in die Scheunen; und euer himmlischer Vater ernährt sie doch. Seid ihr denn nicht viel mehr als sie? Wer ist unter euch, der seines Lebens Länge eine Spanne zusetzen könnte, wie sehr er sich auch darum sorgt? Und warum sorgt ihr euch um die Kleidung? Schaut die Lilien auf dem Feld an, wie sie wachsen: sie arbeiten nicht, auch spinnen sie nicht. Ich sage euch, dass auch



Salomo in aller seiner Herrlichkeit nicht gekleidet gewesen ist wie eine von ihnen.

Nicht die äußeren Rahmenbedingungen sind die Klammer, über die man eine Sorge definiert, sondern die innere Orientierung, die Grundausrichtung des Lebens, die Haltung des Herzens. Sie bestimmen, um was ich mich Sorge. Jede, die einmal in einer afrikanischen Kultur einige Tage verbracht hat, weiß davon zu erzählen. Es geht weniger um äußere Rahmenbedingungen wie Lebenserwartung, das Bruttoinlandsprodukt pro Kopf (also auch Arbeitsplätze) und fehlende Korruption. Wichtiger sind die inneren Orientierungen. Die Gewissheit, dass man verlässliche Menschen um sich hat und die Freiheit, Entscheidungen über sein eigenes Leben treffen zu können.

Jesu Rede wendet sich gegen unsere Art der Sorge, nicht aber gegen die Dinge, um die wir uns sorgen. Es geht nicht um das Verlassen der realen Welt. Die Welt ist, wie sie ist: Die Vögel leben auch ohne bezahlte Arbeit, die Lilien blühen schön, und Sorgen für uns Menschen sind da, nicht nur hin und wieder, sondern täglich. Und sie machen unser Herz unruhig.

Diese Ruhelosigkeit wird zur Quelle der Sorgen, die der Mensch sich macht. Er versucht Herr zu werden über diese innere Unruhe. Er versucht es mit Geld und Besitz und Aktivität. Er versucht es mit Genuss und Zwang. Doch diese Sorge, die von der Unruhe des Herzens kommt, wurzelt in der Tiefe des Menschen und kann nicht durch andere Bedürfnisse ausgeschaltet werden. Es ist die eigentliche Existenzsorge. Der Philosoph Martin Heidegger beschreibt in seinem Hauptwerk die wichtigste Haltung unseres Daseins *als* Sorge. „Das Seiende hat den Ursprung seines Seins in der Sorge“. Und für diese Sorge ist die Zeitlichkeit unseres Daseins bestimmend. Eine Grundlage für diese Sorge, in der sich auch die Beschwerden vieler anderer Sorgen wiederfinden, ist die Sorge um unsere Endlichkeit, ist der Tod.

„Sorgt nicht um euer Leben, was ihr essen und trinken werdet...“

So beginnt der biblische Abschnitt, und er endet mit dem Satz:

„Wer ist unter euch, der seines Lebens Länge eine Spanne zusetzen könnte, wie sehr er sich auch darum sorgt?“

Die Klammer, die Jesus in seiner Rede um unsere Sorgen um Kleidung und Nahrung, um unsere Sorgen des Arbeitens und unseres Erfolgs legt, ist das begrenzte endliche Leben selbst. Der

Sorgen-Begriff wird verwendet, um das Leben als Ganzes zu beschreiben. Erst dann kommen die Kleinigkeiten von Kleidung und Arbeit hinzu. Die Grundsorge ist das Leben selbst in seiner Endlichkeit.

Was nun so dramatisch, ja, traurig daher kommt, findet täglich seine Beweise in vielen kleinen, auch lustigen Erfahrungen. Meine Frau und ich haben im vergangenen Sommer unseren Keller aufgeräumt. Wir wohnen ja erst sieben Jahre in Hannover, aber Kisten und Kartons stapelten sich in einer beängstigenden Menge. Große Teile unseres bereits gelebten Lebens kamen uns in alten Fotoalben, LP-Sammlungen, Omas Bowle-Geschirr wie in den Aufzeichnungen aus dem Studium und in den Plüschtieren und Lego-Steinen unserer Kinder entgegen. Es geht vorbei! Die Sommer kommen und gehen und werden einmal enden für uns. Wir sind Vorübergehende. In vielen Dingen genauso wie in vielem Tun und Schauen ist uns die Endlichkeit des Lebens gegenwärtig. Wir geben dem Leben keine neue Spanne hinzu.

Jesu Botschaft bestand deshalb nicht darin, uns ein neues Arbeitsethos zu geben oder uns zu Natur- oder Vogelbeobachtern zu machen, sondern er verkündigt das Reich Gottes angesichts dieser tiefen Grundsorge. Erst in der Wirklichkeit Gottes bekommen wir so eine andere Sichtweise auf das Geld, auf unsere Arbeit, auf unser Tun, unser menschliches Mittelmaß, auf die Arbeit und die Schöpfung.

Doch wie kann man leben, wenn manchmal so wenig sichtbar ist von diesem Reich Gottes in unserer Welt des Schreckens?

Die Frage nach einem guten Ausgang ist nicht zu beantworten. Es garantiert uns keiner, dass das Leben auf der Erde in absehbarer Zeit nicht kollabiert. Noch ist nicht ausgemacht, ob der Homo horribilis nicht zum Homo suicidales wird. Wie heißt es deshalb, für mich immer noch berührend, in einem Abendgebet: „Am Ende des Tages, am Ende des Lebens, am Ende der Welt.“ Aber wir können so tun, als hofften wir. Hoffen lernt man, indem man handelt. So als gäbe es einen guten Ausgang. Die Philosophin Hanna Arendt hat in ihrem berühmtesten Buch Vita activa geschrieben: Mit der Geburt beginne die Möglichkeit, einen Anfang machen zu können. Das Individuum habe die Aufgabe, gemeinsam mit anderen die Umwelt aktiv zu beeinflussen, zu formen. „Der Neubeginn, der mit jeder Geburt in die Welt kommt, kann sich in der Welt nur darum zur Geltung bringen, weil dem Neuankömmling die Fähigkeit zukommt, selbst einen

neuen Anfang zu machen, d.h. zu handeln.“¹

Es liegt an uns, unserer Hoffnung eine sichtbare Gestalt zu geben, indem wir handeln. Jeden Tag.

Vom Handeln

Ein wichtiges Handlungsfeld für uns als Kirchen ist 2019 die Europawahl am 26. Mai 2019. Europa als Kontinent trägt Verantwortung in und für die Welt: nicht nur außen- und sicherheitspolitisch, sondern vor allem wirtschafts-, sozial- und entwicklungspolitisch.

Suche Frieden und jage ihm nach, so ruft die Jahreslosung 2019 auf. Frieden, Freiheit und Wohlergehen in Europa waren die zentralen Ziele, die nach dem Zweiten Weltkrieg dazu geführt haben, dass Länder sich versöhnt und sich zu einer Staatengemeinschaft zusammengeschlossen haben. Diesem Erbe sind wir verpflichtet. Die christlichen Kirchen leben den Europagedanken über Grenzen hinweg in ökumenischer Gemeinschaft. Wir stehen deshalb in der Verantwortung, die Weiterentwicklung Europas konstruktiv und kritisch zu begleiten. Ich habe vor acht Wochen eine Lehrstunde bekommen über das Geschenk des Friedens in Europa. Ich durfte beim „Remembrance Day“ in England in der Kathedrale von Ripon predigen. Ein Gottesdienst mit mehr als 1500 Menschen. Viele Soldaten in Uniform. Vorne hing wie ein Parament der Union Jack, die Fahne Großbritanniens, vom Altar herunter. Es war ein Gedenken, das dem nationalen Erinnern einen weitaus größeren Raum gab, als es bei uns jemals denkbar wäre. Keine Heldenverehrung, aber ein Pathos, der mich überraschte. Und in dieser Atmosphäre durfte ich predigen. Der Erste Weltkrieg ist vor 100 Jahren beendet. Nach dem Zweiten Weltkrieg herrscht seit 73 Jahren Frieden in unserem Land. Und doch empfand ich es als ein besonderes Zeichen der Verbindung, an einem solchen Tag auf die Kanzel zu steigen und die Schrift auszulegen. Diese Nähe lässt hoffen, dass es unserer Landeskirche auch über den Brexit hinweg gelingen wird, eine vertraute und dichte Partnerschaft zu unseren Freunden in England aufzubauen.

Vom Erproben

Ein zweiter Satz, der mich aus den Weihnachtskarten besonders berührt hat, ist der Schluss eines Gedichts von Michael Krüger aus seinem neuesten Gedichtband *einmal einfach*: „Ich will die Gabe erlernen, nicht zu vergessen, was das Beste im Leben ist, aber Gaben kann man nicht erlernen.“

¹ Hannah Arendt, *vita acitva*, München 2013, S.18

In der Landeskirche begeben wir uns in diesem Jahr auf ein Erprobungsfeld, wir wagen ein großes Experiment unter dem Motto: „Um des Menschen willen – Zeit für Freiräume 2019“.

Was soll das?

Die Beschleunigung unserer Lebenswelt lächelt über alles Langsame. Die Geschwindigkeit hat einen eigenen Wert. Die Zeit, insbesondere der Umstand, dass sie so außerordentlich knapp bemessen ist, ist wahrscheinlich das am meisten traktierte Thema des modernen Menschen. Die Klage über einen eklatanten Mangel an Zeit ist ein alltagsroutiniertes Zeremoniell, an dem sich tunlichst auch derjenige beteiligt, der nichts zu klagen hat. Wer etwas auf sich hält, kann sich nicht leisten, Zeit in Hülle und Fülle zu haben. Wo bleibt Zeit für das Wesentliche? Zeit für uns selbst und für die, die uns wichtig sind. Wo bleibt Zeit für Gott, für den Glauben, die Heilige Schrift? Wo finden wir Pausen inmitten von Routine und Hektik? Wo sind Freiräume, nach denen wir uns sehnen? Und wer erlaubt uns, uns Freiräume zu schaffen?

Die Heiligung eines Tages in der Woche, hat eine lange Tradition. In der Schöpfungsgeschichte ruhte Gott am siebenten Tage: „Und Gott segnete den siebenten Tag und heiligte ihn, weil er an ihm ruhte von allen seinen Werken, die Gott geschaffen und gemacht hatte.“ So lautet das Dritte Gebot „Du sollst den Feiertag heiligen“. Die Balance zwischen Arbeit und Ruhe ist ein biblisches Thema, das unsere Gesellschaft zutiefst geprägt hat bis hin zur Verankerung des Feiertagsschutzes im Grundgesetz.

Eigentlich ist uns allen deutlich, dass wir auf solche Freiräume angewiesen sind – in unserer Arbeit und auch privat. Wir müssen sie uns erlauben. Diese zwanglosen, zweckfreien Zeiten. Der Schweizer Lyriker Kurt Marti schreibt: „Zu Gottes grossen Taten gehört sein Nicht-Tun, zum Beispiel am siebenten Schöpfungstag. Dass er nicht unaufhörlich, also zwanghaft tätig ist, verrät eine Weisheit, die uns zur Weisung wird, nicht immer alles tun zu wollen, was wir tun könnten.“

Das Thema „Zeit für Freiräume“ hat alle Einrichtungen der Kirche erreicht. Es ist und bleibt ein freier Raum Muster zu brechen, Arbeitsroutinen zu befragen und Dinge sein zu lassen. Es gibt nach wie vor intensive Debatten, aber auch viel Lust und gute Ideen.

Freiraum auszuhalten ist nicht leicht. Es zeigt sich in vielen Gesprächen, dass das Geboten-Sein eines bestimmten Tuns für den neuzeitlichen Menschen einfacher ist, als das Sein-lassen zuzulassen. Für mich bieten die kommenden Monate Zeit, mit anderen darüber nachzusinnen,

welche Wege wir in Zukunft als Kirche meiden und an welchen Kreuzungen wir neu über die Richtung nachdenken sollten. Aber dieses Anliegen bleibt auch ein politisches. Mitarbeitende im Pflegebereich und in den Kitas sagen uns: Freiräume? Völlig illusorisch, wir sind am absoluten Limit! Hier ist der Auftrag, zu erkennen und kritisch zu benennen, wo der Dienst am Menschen in unserer Gesellschaft unter inzwischen nicht mehr angemessenen Bedingungen stattfindet.

Ein kritischer Blick auf das Gleichmaß von Arbeit und Ruhe, ein ehrliches Resümee unserer eigenen (Un-)Wichtigkeit, dazu regelmäßige Stille Zeiten, Gebet, Musik, Naturbetrachtungen, ein wahres Gespräch, Pilgerwege, ein ganz privater Herrgottswinkel mit den Schätzen des Lebens, für die wir dankbar sind.

Sie haben alle zutiefst etwas mit uns Menschen zu tun, mit unserem Wohl, unserem Heil, unserem Frieden, dem inneren und äußeren. Und wir werden sehen, sie sind nicht machbar. Sie sind Geschenk, ja, Gnade. Es ist, wie Michael Krüger schrieb: „die Gabe, nicht zu vergessen, was das Beste im Leben ist“ oder mit dem wichtigsten Jubilar dieses Jahres 2019, Theodor Fontane gesagt: „Je älter ich werde, desto tiefer empfinde ich: Alles Glück ist Gnade. Das große so gut wie das kleine.“

Ich danke Ihnen.